

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Band:** 1 (1933-1934)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Sébastien Mercier als Freund der Schweiz  
**Autor:** Ernst, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758382>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Sébastien Mercier als Freund der Schweiz

von Fritz Ernst

**L**es oubliés et les dédaignés heißt ein älteres Buch, welches auch Merciers gedenkt. Wird es dabei bleiben? Wird die Diskussion über ihn, sofern sie überhaupt zustande kommt, sich immer vornehmlich darauf beschränken: ob er mit Recht oder Unrecht so gut wie vergessen sei? Wenigstens im Jahre 2440 muß er, wie wir anzunehmen geneigt sind, eine ganze Anzahl witziger Nekrologe erhalten. Er ist nämlich Verfasser einer Phantasie *L'an deux mille quatre cent quarante*. Daß aber Mercier gerade das Jahr 2440 zum Gegenstand seiner Spekulation machte, kommt daher, daß er, geboren 1740, sich vorstellte, wie er nach reichlichem Schlaf als Siebenhundertjähriger die Welt in seiner Vaterstadt Paris antreffen würde. In Anbetracht des wahrhaft beneidenswerten Zustandes der Menschheit in jenem Zeitpunkt ist Merciers Wunsch durchaus verständlich. Es werden nämlich bis dahin nicht mehr und nicht weniger als alle irdischen Probleme gelöst sein. Da dannzumal der Quell aller Übel durch weise Voraussicht verstopft ist, sind sie vergessen bis auf ihre Namen. So verschwand das Schuldenmachen durch bloße Abschaffung des Kredits. Durch konsequente Anwendung der Vernunft entstand ein Geschlecht, «dessen Vergnügen nur eine andere Bezeichnung ist für Tugend» . . . Wir können also gespannt sein auf die Bemerkungen des Jahres 2440 zum *A n 2440*. Die hier folgende Mitteilung über dessen Verfasser hat einen bescheideneren Anlaß. In seinen vier Prosabänden *Mon bonnet de nuit* nach einem bestimmten Zitate blättern, bemerkten wir eine ganze Reihe aufschlußreicher Stellen über die Schweiz, die uns unbekannt geblieben waren. Da es damit auch andern möchte so ergangen sein, schien es uns zulässig, sie in einem weiteren Zusammenhange dem Leser vorzulegen.

\*

Über alle Vermutung groß war die Zahl denkender Menschen des 18. Jahrhunderts, die bewußt und gewollt ein übernationales Leben führten. Dabei beobachteten wir diese Grundhaltung in allen möglichen Schattierungen. Sébastien Mercier vereinigte realistische, ideelle und utopische Momente. Dieser Franzose war nicht nur durch und durch beherrscht von der Vorstellung des segensreichen

Austausches der materiellen und geistigen Güter zwischen den Völkern unseres Kontinents — er sagte auch geradezu, eine wirkliche Heimat würde er erst besitzen, wenn alle Vaterländer Europas ein gemeinsames Vaterland bilden würden. In dieser großen Völkerfamilie sollte Friede, Freundschaft und das reuige Bewußtsein einst begangener, künftig unmöglicher Gewalttat herrschen. In seiner Utopie vom Jahre 2440 trägt das 22. Kapitel den Titel *Singulier Monument*. Es handelt sich dabei um ein der Humanität auf einem Platze von Paris neu errichtetes Marmordenkmal. Die Gestalten aller europäischen Nationen verharren vor der zentralen Statue in büßender Haltung: Frankreich in Erinnerung der Bartholomäusnacht, Italien wegen der Inquisition, England wegen der Rosenkriege, Holland zur Strafe für den Justizmord an Oldenbarnevelt, Spanien wegen des unter den Indianern vergossenen Blutes, Deutschland und Polen wegen innerer Greuel. Es fehlt unter den Büßenden die Schweiz. Aber wenn auch abwesend unter den vor der Humanität Abbittenden, so fehlt sie keineswegs am Denkmal — die Humanität trägt die Züge der Helvetia: «le statuaire avait donné à son visage les traits de cette nation libre et courageuse qui avait brisé les fers de ses tyrans.» Und nicht genug mit dieser für uns schmeichelhaften Ähnlichkeit, erfreut sich die Humanität noch eines Emblems, dessen plastische Angemessenheit schon etwas schwerer vorzustellen ist: «le chapeau du grand Tell ornaît sa tête.» Wohl in Erwägung, daß es für Mit- und Nachwelt nicht gleichgültig sein könne, warum die Schweiz zu dieser doppelten Ehrung durch das Humanitäts-Denkmal berufen war, gibt Mercier in einer Fußnote die nähere Begründung, die wir der Übersetzung wert erachten:

«Wenn Plato aus dem Jenseits zurückkehrte, so würden seine Blicke ohne Zweifel voll Bewunderung verweilen bei Helvetiens Republiken. Die Schweizer haben den Sinn aller Republik verherrlicht, indem sie lernten, die eigene Freiheit zu bewahren, ohne der Andern Freiheit anzutasten. Vertrauen, Offenheit und Fleiß; Verbrüderung mit allen Nationen, die so noch niemals vorgekommen ist; Kraft und Mut im tiefsten Frieden, ohne durch religiöse Gegensätze sich beirren zu lassen — wie sollte dies alles nicht ein Beispiel sein den Völkern und sie nicht erröten lassen über ihre Ausschreitungen?»

Diese Worte, geschrieben zwanzig Jahre vor dem Sturze der französischen Monarchie, ermangeln nicht aller Beziehung zu diesem

Ereignis. Der Eindruck, der vom englischen Konstitutionalismus — die Ansteckung, die von der nordamerikanischen Erhebung auf die zeitgenössischen Franzosen übergegangen ist, sind oft bemerkte und dargestellte Phänomene. Der Einfluß der schweizerischen Demokratie und ihrer Geschichte auf die Bildung der französischen Demokratie ist ein merkwürdiges Kapitel, das noch zu schreiben wäre. Wir können es nicht, wie wir wohl möchten, hier gleich ausgeführt begeben. Was wir meinen, sei lediglich durch ein paar Züge angedeutet. Er verrät tieferen Zusammenhang, wenn der genferische Verfasser des *Contrat social*, der in jedermanns Hände kam, sich gleich zu Beginn vorstellt als «Bürger einer freien Stadt». Es konnte nicht ohne Wirkung bleiben, wenn französische Reisende wie Louis Ramond oder der Chevalier de Boufflers sich vor dem Schauspiel freier Selbstbestimmung an der Glarner Landsgemeinde und der Tagsatzung in Solothurn verneigten. Es hatte symbolische Gültigkeit, wenn kurz vor der Revolution der Abbé Raynal im Vierwaldstättersee bei Meggen ein damals vielbesprochenes Denkmal für den Schützen aus dem Schächental errichtete, und eine der applaudiertesten Bühnenhandlungen während der Revolution die Apfelschußszene in Lemierres Darstellung gewesen ist. Der Hut, den Mercier seiner Humanitätsstatue aufsetzte, erscheint uns als wahrhaft historisches Kleidungsstück. Mercier selber sollte alsbald Gelegenheit bekommen, dessen Ursprungsland aus dem Augenschein kennenzulernen.<sup>1</sup>

\*

Mercier war teils aus rastloser Tätigkeit, teils aus mangelnder Geschicklichkeit nicht in der Lage, leistungsfähige Verbindungen zu pflegen. Bei Reibungen mit der Welt, die ihm nicht erspart blieben, wirkte sich dieser Umstand schädlich aus. Er zog sich viel grundsätzliche Feindschaft zu als Vorkämpfer des bürgerlichen Dramas, und zerwarf sich überdies, aus nebensächlichen Gründen, mit

---

<sup>1</sup> Mercier war einer eigentlichen Tell-Besessenheit unterworfen. Schon 1773 bemerkte er in seiner Abhandlung *Du Théâtre*, nur freie Völker vermöchten ein wirkliches Drama hervorzubringen, wie man das im Altertum bei den Griechen, in neuerer Zeit bei den Holländern erlebte; er wundert sich daher, daß diese Kunstgattung bei den Schweizern ausgeblieben ist; sollten sie sich aber je zur Ausfüllung dieser Lücke entschließen, so wüßte er ihnen gleich ein Thema: «si jamais les Suisses établissent chez eux un théâtre, ils devront commencer par Guillaume Tell.» Merciers Rat war nicht verschwendet: zwei Jahre später kopierte J. J. Bodmers Hand unser Zitat auf die Rückseite seines *Wilhelm Tell*.

der Comédie Française. Schließlich geriet er in ernstlichen Konflikt mit der Zensur wegen seines teils darstellenden, teils kritischen Werks von 1781 unter dem Titel eines *T a b l e a u d e P a r i s*. Nun ist bekannt, welche Rolle damals das schweizerische Verlagswesen spielte. Politische Umstände, internationale Beziehungen und technisches Können bewirkten, daß ausländische Werke von epochemachender Bedeutung bei uns gedruckt wurden. Wir beziehen uns hier nur auf das Erscheinen von Montesquieus französischer Phänomenologie des Rechts in Genf, von Gibbons englischer Geschichte Roms in Basel, und Wielands deutscher Shakespeare-Übersetzung in Zürich. Merciers Verlegerin war die tätige und berühmte Typographische Gesellschaft in Neuenburg — dahin floh, mehr Verfolgung fürchtend als wirklich verfolgt, der Autor des *T a b l e a u d e P a r i s*.

Indem der französische Aufklärer sich zu dem kleinen Volk begab, von dem er geweissagt hatte, es würde die Bewunderung des zurückgekehrten Schöpfers der Ideenlehre erregen, war ihm notwendig eine gewisse Enttäuschung beschieden. Spuren einer solchen finden sich überall in dem damals entstandenen *B o n n e t d e n u i t*, dessen Titel sich von der angeblichen Entstehungsweise durch allabendlichen Eintrag vor dem Schlafengehen herleitet. Mercier beklagt sich über die Ungeistigkeit Neuenburgs, und man muß ihm beipflichten, daß es kein wichtiges Zentrum war. Mercier beklagt sich über die prosaischen Gemüter weit und breit, und man muß zugeben, daß der helvetische Genius derzeit beschattet war. Mercier beklagt sich über eine gefährliche innere Unselbständigkeit der Menschen, und man weiß ja, wie bald derselben auch noch äußere Knechtschaft folgte. Wenn Mercier uns tadelte, war er deswegen noch kein schlechter Freund. Und wo er Gutes witterte, gab es für ihn keinen zu weiten Weg. Er erging sich am Genfersee auf Rousseaus Spuren; et begab sich nach Luzern zum General Pfyffer, dem Schöpfer jenes berühmten Schweizer Reliefs, das jetzt im Gletschergarten steht; und er besuchte in Zürich Lavater, der ihn nach der Anekdote ohne weitere Vorstellung mit bloß physiognomischer Intuition sogleich erkannt haben soll. Das Datum des Besuchs ist nicht überliefert, dagegen ein briefliches Vor- oder Nachspiel, das man unseres Wissens bisher außer acht gelassen hat.

Keiner der in Frage kommenden Biographen scheint die beiden Briefe der Zürcher Zentralbibliothek berücksichtigt zu haben, die

im Jahre 1785 Mercier an Lavater richtete. Auch wir können sie an dieser Stelle nicht in ihrem ganzen Umfang mitteilen. Als Zeugnisse des Lavaterkults und allgemein frühromantischer Religiosität wollen wir sie hier aber auch nicht ganz verschweigen. Es geht durch dieselben ein Gefühl tiefer Freude über die schicksalhafte Begegnung mit einer verwandten Seele: «Das meiste, was Sie schreiben — heißt es in Merciers erstem Brief — habe ich erlebt. Ihre Metaphysik ist die meinige; Ihre Moral ist ebenfalls die meinige; ich danke Ihnen Ihre Bücher. Sie haben meiner Seele wohlgetan. Lange genug im Wirbel einer Großstadt hin- und hergerissen, habe ich zwar die Grundlage meiner Überzeugungen nie wanken sehen müssen — die Stärkung indessen kam mir erst aus Ihren Schriften.» Wenn Mercier an Lavater etwas auszusetzen hat, so ist es eine kleinliche Wundersucht gegenüber dem großen Schöpfungswunder, ein pedantisches Alleswissen-Wollen angesichts des Unerforschlichen, menschlichste Voreiligkeit im Bezirk des Unantastbaren. Darum heißt es in seinem zweiten Brief: «Demütigen wir uns! vermessen wir uns nicht! beten wir an! Ein großes Mysterium umgibt uns. Es ist nur ein einziger Gott, der weder Sohn noch Vater hat. Er spricht zu uns durch sein Werk und durch den Mund der alten und der neuen Lavater, die ihn gefühlt. Kein Wunder außer dem Universum! . . . Daß nicht der Erdenwurm den Weisen spiele, liegt alles doch in diesen Worten: Anbetung! Hoffnung! Eitelkeit des Worts! Leben Sie wohl, guter, beredter, liebenswürdiger Lavater! Seien Sie Metaphysiker, Moralist, Naturgelehrter, ich will alles billigen! Nur seien Sie nicht Theologe wie die unglücklichen Priester meines Landes.»

Die Religiosität Merciers war also Naturreligiosität. Sie durchzittert leise die Naturbilder, die seine Feder damals zeichnete. Der Mensch gilt darin so viel, als er den Boden versinnbildlicht, worauf er lebt, wie das dargestellt ist in dem kleinen Prosastück, dessen Anfang wenigstens wir übersetzen. Es ist betitelt *M e i n F e n s t e r*: «Wer schreibt, braucht einen anziehenden Ort, ein Blickfeld, welches den Augen und der Phantasie gleichermaßen wohlgefällt. Der Zufall bot mir etwas Besseres, als dem eifrigsten Suchen hätte beschieden sein können — mein Fenster schaut in eine unübertrefflich großartige Natur: endlose Vielfalt unter mir, die majestätische Alpenkette in der Ferne vor mir. Ich sehe sie, die Berge vielerlei Gestalt, Lager von Schnee und Eis, Felsen, die zum Himmel ragen, Wasserfälle, die als Flüsse sich ins Meer ergießen. Diese Höhen wa-

ren Zeugen aller Zeiten: Hannibal hat sie überschritten, als er Roms Adler erzittern ließ. Erhabene Ruinen! Gletscher an Gletscher bilden den schimmernden Horizont, der in die Wolken übergeht — es scheint unglaublich, daß Menschen jenseits wohnen könnten. Hinter den Walliser Bergen, welche die erste Reihe bilden, schaue ich die leuchtenden Spitzen des Mont Blanc, der Berner Alpen, des Gotthard-Massivs; die entfernteren Gebirge nicht minder imposant, lösen sich in der Atmosphäre auf; die ganze Pracht bedeutet für das Auge Überraschung und für den Geist Ehrfurcht. Die Morgensonne vergoldet mir jene hohen Ketten, die Abendsonne färbt sie mir purpurrot: tagsüber ein Leuchten in sämtlichen Abstufungen. Das alles trinke ich in mich; von meinem Fenster aus durchmesse ich die Welt. Jeder Augenblick bringt ein anderes Entzücken. Mein Fernglas erforscht die Triften, Weiden, Gletscher, die Naturschauspiele bis zum Blitz, der auf sie niederfährt. Das also sind die Republiken, wo frohe Hirten auf einer harten, aber freien Erde leben.»

\*

Hinter seinem Neuenburger Fenster, hoch über Stadt und See, hat Mercier vier Jahre lang heroisch gearbeitet. Er schrieb in dieser Zeit, außer den vier Essay-Bänden, denen das übersetzte Stück entnommen ist, noch vier Bände französischer Geschichte, sieben Dramen und acht Bände *Tableau de Paris*. Hippolyte Taine hat daraus viele Züge für seine Darstellung des Ancien Régime genommen. Mir erscheint Merciers Werk nicht nur als Quelle für andere Werke, sondern auch an sich vom höchsten Rang. Ja, ich zweifle, ob man es, abgesehen von einem seiner deutschen Zeitgenossen, schon so verstanden, wie es in Wirklichkeit gemeint gewesen ist: als Grollen eines herannahenden Sturmes, der sich bis heute nicht verzogen hat. Erst im Licht der seither mächtig gewordenen Sozialkritik erhält Merciers humanitäre Leidenschaft ihren vollen geschichtlichen Sinn. Er stellt weniger eine Weltstadt dar, als einen Moloch, der unerhörte Opfer fordert; weniger eine zaubernde Fassade, als einen beschatteten Hinterhof; weniger prunkvolle Paläste, als anstößige Verließe, die durch jene nur mangelhaft verborgen werden. Bei seiner eminenten Kulturfähigkeit erfüllte ihn menschliches Verdienst mit Bewunderung, aber der Mißbrauch des Menschen durch den Menschen mit noch größerem Schmerz. Merciers Kolossalgemälde einer erschütterten Zivili-

sation erinnert an ein anderes, an dem auch ein Genius in der Fremde, Gogol am Genfersee gemalt. Aber während auf Tschitschkoffs Steppenfahrt nirgends ein weißes Segel auftaucht, begleitet den Wanderer durch das leidende Paris die Erinnerung an den lichten Kontur des Hochgebirges. Nachdem Mercier die glänzendsten Laster der schönen Verführerin vor uns ausgebreitet, fährt er weiter: «Glücklicher Sohn der Alpen, der du fern von den Städten Reinheit atmest . . .»

Als Mercier nach vier Jahren die Schweiz verließ, ging er einer bewegten Zukunft entgegen. Anklagen hatte er erhoben, aber eine gewaltsame Erhebung, zumal in Paris, weder gefordert noch für möglich gehalten. Er hatte seinen Irrtum mit allen Folgen zu erleben. In der Zeit robustester Weltverbesserung geriet er in Gefahr, deren Opfer zu werden. Gerettet ergänzte er sein auf insgesamt zwölf Bände angewachsenes *Tableau de Paris* mit den sechs neuen Bändchen *Le nouveau Paris*. Darin wechseln die Schuldigen gegenüber früher; die Statue der Humanität aber, die im Jahre 2440 fertig sein soll, hat ihren Standort noch nicht zugewiesen bekommen. Und nochmals wandte sich Merciers Blick der Heimat seiner Ideale zu: «Glückseliges Land, das mir als Flüchtling freundlich war, dich grüße ich in herzlichem Gedenken mit deinen tausend Bächen, die den Blick entzücken, mit deiner reinen Luft, welche Gesundheit in sich birgt . . .»

Wir stehen am Schluß. Merciers geistige Beziehungen auch nur annähernd aufzuzählen, ist in diesem Rahmen ganz unmöglich. Er hatte sich vom französischen Klassizismus losgesagt und allem verbündet, was demselben entgegenstand. Er war der erste Übersetzer von Lessings Hamburgischer Dramaturgie, seine Götter waren Dante und Shakespeare. Aber sehr schnell fand er die Grenze des Götzendienstes erreicht. Als man Geld sammelte für ein Prunkgrab, das die ausgegrabenen Gebeine des menschenfreundlichen Fénélon umschließen sollte, wandte er sich dagegen mit dem Vorschlag, eine Hütte für Arme zu errichten mit der Inschrift: «Hier ruht der Geist Fénélons . . .» Merciers Höchstes war die Freiheit. So wie er die Exzesse der Revolution beklagt hatte, so blieb er unerbittlich gegen die darauf folgende Diktatur. Wenn man ihn fragte, warum er noch lebe? antwortete er: um noch Zeuge von Napoleons Sturz zu sein. Dieser Wunsch ward ihm erfüllt. Er starb in Paris am 25. April 1814 — vierzehn Tage nach der Abdankung des Kaisers.